

Teil 1

Dauer: 25 Minuten

Lesen Sie den folgenden Kommentar. Wählen Sie bei den Aufgaben **1-10** die Lösung a, b, c oder d. Es gibt nur **eine** richtige Lösung. Markieren Sie Ihre Lösungen auf dem **Antwortbogen**.

Ich bin Lehrerin. Ich unterrichte die klassische Fächerkombination Deutsch und Geschichte an einem norddeutschen Gymnasium.

Wenn ich den ersten Satz lese, kommt er mir vor wie ein Geständnis. Und irgendwie ist er es auch und eben nicht nur die kurze und knappe Information über meinen Beruf. Wenn ich nämlich von Leuten, die ich gerade kennengelernt habe – im Urlaub, auf einer Party, in einem Kurs –, nach meinem Job gefragt werde, kommt mir dieser Satz „Ich bin Lehrerin“ stets wie ein Bekenntnis vor, wie ein Bekenntnis zu etwas Negativem, ungefähr ähnlich dem Bekenntnis zu einem Laster wie dem Rauchen oder Schlimmerem.

Wieso eigentlich? Ich mag meinen Beruf. Nicht wegen des Beamtenstatus, der mich nicht den Unwägbarkeiten des Arbeitsmarktes aussetzt. Der ist zwar angenehm, das gebe ich zu, aber nicht entscheidend. Und die viele Freizeit – die ist sowieso nur eine Illusion. Nein, als ich damals „auf Lehramt“ studierte, steckte ich voller Ideale. Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die Vermittlung von Wissen und Werten – ich konnte mir keinen besseren Beruf vorstellen.

Eigentlich müsste ich mich mit meinem Beruf nicht verstecken, könnte stolz auf ihn sein. Das bestätigte mir vor Kurzem eine Umfrage, die die Wochenzeitung „Die Zeit“ in Auftrag gegeben hatte. Danach bescheinigten 64 Prozent der Befragten den Lehrern, dass sie gute oder sogar sehr gute Arbeit leisteten. Also jubilieren und an die Brust klopfen? Schön wär's, wenn ich's könnte.

Doch da ist die andere Seite der Medaille. Ich glaube, kaum ein Berufsstand wurde in den vergangenen Jahren so stark angegriffen wie der der Lehrer. Erinnern Sie sich noch an den ehemaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder, der die Lehrer samt und sonders als „faule Säcke“ beschimpfte? Und dann sind da die diversen Pisa-Studien, die immer wieder belegen, dass deutsche Schüler im internationalen Vergleich gerade mal nur Mittelmaß sind. Wer trägt dafür die Verantwortung? Soziale Schieflagen, strukturelle Verkrus-

tungen, überfrachtete Lehrpläne, Einsparmaßnahmen an allen Ecken und Enden? Ja, schon, aber letztendlich sind es dann doch wieder die Lehrer, die „Pauker“, die die Sache nicht in den Griff kriegen, sich zu wenig Mühe geben oder gar für ihren Beruf nicht geeignet sind.

Es erschreckt mich, wenn eine Mutter mit dem „Lehrerhasser-Buch“ einen Bestseller landet und Eltern auf der Internetseite „Schulradar“ mit den Schulen und Lehrern ihrer Kinder abrechnen. Warum beschweren sie sich nicht in den Sprechstunden, suchen das klärende Gespräch? Angst, dass Kritik die Schul-

laufbahn ihrer Kinder gefährden könnte? Leider muss ich zugeben, dass es diesen Machtmissbrauch einiger Kollegen gibt, aber muss man deshalb alle „Pauker“ in die Schmutzedecke stellen?

Dass das elterliche Duckmäsertum auf die Kinder abfärbt, ist logisch – und das Internet bietet ihnen beste Rahmenbedingungen, um ihren Frust abzulassen.

Harmlos ist noch die Internetplattform „Spickmich“, auf der Schüler uns Lehrer anonym bewerten. Anders sieht es dann aus, wenn das Netz missbraucht wird, um Lehrer zu diffamieren, lächerlich zu machen oder sie zu bedrohen. Es geht so weit, dass gefälschte Videos bei YouTube eingestellt werden, die Kollegen auf das Übelste beleidigen und in den Dreck ziehen.

Was können wir Lehrer tun, um die Dinge zum Besseren zu wenden? Natürlich könnten wir immer wieder auf die anderen zeigen, darüber klagen, was uns angetan wird und auf unsere kaum zu bewältigenden Aufgaben verweisen – die uns auch 82 Prozent der in der „Zeit“-Umfrage Befragten zugestehen – dass wir nämlich oft Erziehungsaufgaben der Eltern übernehmen müssen.

Wir könnten uns aber auch an die eigene Nase fassen und überlegen, wie wir gegen das oben genannte Duckmäsertum angehen können ebenso wie gegen die vielfältigen Arten des Dampfablassens in den anonymen Weiten des weltweiten Netzes.

weiter auf Seite 6 >

Nicht immer nur klagen!

Teil 1

Beispiel

- 0 **Was empfindet die Autorin, wenn sie ihren Beruf nennt?**
- a Sie fühlt sich besonders wichtig.
 - b Sie hat gemischte Gefühle.
 - c Sie ist wütend auf die Fragenden.
 - d Sie empfindet nichts.
- 1 **Warum ergriff die Autorin den Lehrerberuf?**
- a Sie wollte jungen Menschen etwas fürs Leben mitgeben.
 - b Sie suchte eine Arbeit, die viel Freiraum bietet.
 - c Ihr gefiel die Sicherheit des Arbeitsplatzes.
 - d Sie suchte eine Stelle mit Verantwortung.
- 2 **Wie steht nach Meinung der Autorin die Öffentlichkeit zum Beruf des Lehrers?**
- a Man gibt den Lehrern Schuld an gesellschaftlichen Missständen.
 - b Die vormalige negative Beurteilung der Lehrer ist zurückgegangen.
 - c Die Beurteilung schwankt zwischen Anerkennung und harter Kritik.
 - d Man hält die Lehrer größtenteils für unfähig.
- 3 **Die Autorin wirft den Eltern vor, dass sie**
- a ihren Kindern bei Problemen nicht helfen.
 - b nicht mit den Lehrern reden wollen.
 - c ihre Kinder zu Ungehorsam auffordern.
 - d keine Ahnung vom Schulalltag haben.
- 4 **Im Hinblick auf das Internet meint die Autorin, dass**
- a es für bössartige Angriffe die ideale Plattform ist.
 - b ein richtiger Einsatz zu Verbesserungen führen kann.
 - c man beleidigende Seiten sperren müsste.
 - d man die dort eingestellten Inhalte genau prüfen muss.
- 5 **Angesichts der geschilderten schwierigen Verhältnisse plädiert die Autorin dafür, dass**
- a die Eltern mehr erzieherische Verantwortung übernehmen.
 - b die Gesellschaft den Lehrern mehr Unterstützung gewährt.
 - c die Schüler unter weniger Leistungsdruck gestellt werden.
 - d die Lehrer über ihren Beitrag zur Veränderung nachdenken.

Teil 1

> Fortsetzung von Seite 4

Es ist schon komisch, dass wir Lehrer, die wir stets und ständig andere und ihre Arbeit bewerten und beurteilen, nicht in der Lage sind, souverän mit Kritik oder Urteilen über uns selber umzugehen. Kommt Kritik in Form von „Schulradar“ oder „Spickmich“ auf uns zu, machen wir dicht, statt zu erkennen, wie sehr sich Schüler und Eltern in ihren Meinungsäußerungen gehemmt oder unterdrückt sehen. Das Fehlen einer Kultur der Rückmeldung verweist auf ein Verhaftetsein der Schulstrukturen in autoritären Mustern.

Ein wesentlicher Grund für diese Abschottung gegenüber Kritik, Anregungen, Lob und Tadel mag sein, dass es keine einheitlichen Standards für den Lehrerberuf gibt. Wer kann schon genau definieren, was man von uns erwarten darf und was nicht? Wenn man sich so umschaute, sind die Anforderungen enorm, sie unterscheiden sich, je nachdem, wer sie stellt, nur darin, was in den Vordergrund geschoben wird. Wir sollen also selbstverständlich Wissensvermittler, Erzieher und Lebensberater sein. Außerdem als Lernbegleiter den Schülern zur Seite stehen und ihr Selbstwertgefühl stärken. Nicht zu vergessen ist, dass wir den Übergang zur Ganztagschule meistern, die Umstellung auf das Abitur nach 12 Jahren mit Einfallsreichtum und Erfolg erledigen und bei der nächsten Pisa-Studie ein paar Plätze vorrücken. Kein Lehrer wird all diesen Anforderungen perfekt genügen können und aus diesem Wissen heraus mauern die meisten, wenn es darum geht, in einen offenen Dialog mit Eltern und Schülern zu treten.

Wenn wir Lehrer untereinander ohne Scheu und falsche Scham die Karten auf den Tisch legen, müssen wir alle zugeben, dass unser Alltag von permanenter

Angst begleitet wird. Einer Angst, die mal stärker, mal nur ganz im Hintergrund vorhanden ist – der Angst, vor der Klasse zu scheitern. Wir müssen zugeben, dass keine Unterrichtsstunde reine Routine ist, sondern das Gegenteil: immer wieder ein Kampf um Anerkennung, ein Ringen um Aufmerksamkeit und Disziplin.

Und was tun wir dagegen? Bereiten Fachlehrer gemeinsam Unterrichtseinheiten vor? Probieren wir alternative Methoden aus? Entwickeln wir gemeinsam Kommunikationsformen, die uns näher an die Wünsche und Vorstellungen unserer Schüler bringen? Leider nicht. In der Mehrzahl der Fälle bleibt jeder Kollege der traditionellen Einzelkämpfer und das, was sich hinter der Klassentür abspielt, bleibt geheim – es sei denn, Frust, Mitteilungsbedürfnis und Wut suchen sich den wenig schönen Ausweg übers Internet.

Es gibt inzwischen Schulen, an denen eine kontinuierliche Lehrerbewertung durch die Schüler eingeführt wurde. Damit sie funktioniert, muss dreierlei passieren: Erstens müssen die bewertenden Schüler anonym bleiben. Die Schüler müssen zweitens gelernt haben, wie man Kritik übt, dass also Beleidigungen wie „Schlampe“ oder Ähnliches nichts bringen. Und drittens erfährt allein die betroffene Lehrkraft die Ergebnisse, mit denen sie dann umgehen kann, wie sie will.

Bisher ist erst ein Viertel der bewerteten Lehrerinnen und Lehrer bereit, mit ihrer jeweiligen Klasse über die geäußerte Kritik zu sprechen. Manchen Schülern ist das zu wenig und sie fragen nach dem Sinn der ganzen Frageaktion. Ihnen möchte ich antworten: Habt Geduld, immerhin ist ein Anfang gemacht.

Teil 1

- 6 Was versteht die Autorin unter einer „Kultur der Rückmeldung“?
- a) Einen Austausch zwischen Lehrern, Schülern und Eltern.
 - b) Die Fähigkeit der Lehrer, Selbstkritik zu üben.
 - c) Die Kunst, Kritik konstruktiv zu formulieren.
 - d) Ein positives Feedback vonseiten der Eltern.
- 7 Was sagt die Autorin über die Erwartungen an die Lehrkräfte?
- a) Sie sind extremen Schwankungen unterworfen.
 - b) Sie verlieren den Bezug zur realen Schulsituation.
 - c) Sie sind äußerst vielfältig und anspruchsvoll.
 - d) Sie verhindern die Entfaltung der Lehrkräfte.
- 8 Nach Meinung der Autorin haben die Lehrer Angst davor,
- a) fachlich nicht auf dem Laufenden zu sein.
 - b) von den Schülern nicht akzeptiert zu werden.
 - c) mit Kollegen über ihre Probleme zu reden.
 - d) eingefahrene Gleise im Unterricht zu verlassen.
- 9 Die Autorin fände es gut, wenn
- a) das Kollegium gemeinsam didaktische Neuerungen erarbeitete.
 - b) die Lehrerschaft offensiv auf ihre Probleme aufmerksam machte.
 - c) sich jeder Lehrer der Bewertung durch seine Kollegen stellte.
 - d) man zusammen mit den Schülern neue Lehrmodelle entwickelte.
- 10 Erste Erfahrungen mit Lehrerbewertungen zeigen, dass
- a) wenige Schüler bereit sind, konstruktive Kritik zu üben.
 - b) die Schüler schnell das Interesse am Mitmachen verlieren.
 - c) die Schüler die Verletzung ihrer Anonymität fürchten.
 - d) Schülerkritik nur von wenigen Lehrern thematisiert wird.

Teil 2 Dauer: 20 Minuten

Sieben der folgenden Aussagen entsprechen dem Inhalt des Artikels „Biologischer Zündstoff“. Ordnen Sie die Aussagen den jeweiligen Textabschnitten (**11-16**) zu. Eine Aussage ist bereits als Beispiel markiert und zugeordnet. Zwei Aussagen passen nicht. Markieren Sie Ihre Lösungen auf dem **Antwortbogen**.

Beispiel

- 0** Energiegewinnung aus Pflanzen führt, so die Annahme, zu einer ausgeglichenen Kohlendioxid-Bilanz.

Aussagen

- a** Das Verfahren zur Gewinnung von BTL-Kraftstoff ist derzeit noch zu kostspielig.
- b** Ein begrenzter Anbau von Energiepflanzen kann zu einer teilweisen Eigenständigkeit in der Energieversorgung führen.
- c** Nach neuesten Erkenntnissen trägt die Energiegewinnung aus Algen am wenigsten zum Treibhauseffekt bei.
- d** In der Nutzung von Pflanzen, die nicht der Nahrung dienen, sieht man die größte Chance für die Bioenergie.
- e** Beim Anbau verschiedener Energiepflanzen entsteht ein Gas, das den Treibhauseffekt verstärkt.
- f** Fachleute warnen im Zusammenhang mit dem Anbau von Energiepflanzen vor einer nicht wiedergutzumachenden Schädigung der Natur.
- g** Die Verwendung von Nahrungspflanzen zur Energiegewinnung verknappt das Angebot an Nahrungsmitteln.
- h** Für die Herstellung von ausreichend synthetischem Flugbenzin benötigt man eine riesige Anbaufläche.

Teil 2

Biologischer Zündstoff

Die moderne Zivilisation auf einen nachhaltigen Weg zu bringen, gleicht mehr und mehr dem Versuch, einen Deich zu halten, gegen den die Flut drückt. Hat man gerade noch mit bloßen Händen den einen Riss gestopft, tun sich daneben schon die nächsten auf. Der jüngste Fall: Pflanzen als Energiequelle der Zukunft. Vor zwei Jahren noch gepriesen, vergeht nun kaum ein Monat, in dem nicht Umwelt- und Entwicklungsorganisationen vor dramatischen Konsequenzen für Klima, Umwelt und Ernährungssicherheit warnen.

Beispiel

0 Energiegewinnung aus Pflanzen führt, so die Annahme, zu einer ausgeglichenen Kohlendioxid-Bilanz.

Die Idee klingt bestechend: Anstatt fossile Energieträger wie Kohle und Erdöl zu verbrennen und damit zusätzliches Kohlendioxid in die Atmosphäre zu blasen, könnte man Energie und Kraftstoffe aus Pflanzen gewinnen. Die Lösung wäre klimaneutral, weil dabei nur das CO₂ freigesetzt wird, das die Pflanzen für ihr Wachstum zuvor der Atmosphäre entnommen haben. Anders als das endliche Erdöl wachsen Pflanzen nach. Und aus Bauern könnten „Energiewirte“ werden, die eine neue Einkommensquelle erschließen. Eine Win-win-Situation – für Umwelt, Verkehr, Wirtschaft und Arbeit.

11 Der erste Imageschaden kam mit der sogenannten „Tortilla-Krise“. Weil die USA für ihre ehrgeizigen Bioethanol-Pläne mehr Mais benötigten, als sie selbst produzieren konnten, wurde in Mexiko dazugekauft – woraufhin dort die Preise anzogen und Tortillas aus Maismehl, die Grundlage der mexikanischen Küche, in kurzer Zeit immer teurer wurden. Aus Biokraftstoffen wurden „Agro-Kraftstoffe“, landwirtschaftliche Erzeugnisse, die eigentlich auf den Teller gehören, aber im Tank landen.

12 Dazu kamen Berichte, in Malaysia oder Brasilien – das schon seit Jahrzehnten im großen Stil Bioethanol aus Zuckerrohr herstellt – weiche der ohnehin schon bedrohte Regenwald neuen Monokulturen aus Energiepflanzen. Einmalige Lebensräume der Erde, die eine schier unvorstellbare Vielfalt von Arten beherbergten, würden im Namen von Ökologie und Klimaschutz vernichtet. „Biokraftstoffe sind ein Angriff auf die Biodiversität“, wettete die Umweltkoryphäe Ernst Ulrich von Weizsäcker.

13 Für einen weiteren Kratzer im Lack sorgte jetzt die Wissenschaft. Der niederländische Chemie-Nobelpreisträger Paul Crutzen hatte mit Kollegen die Emissionen von Lachgas (N₂O) untersucht, die durch den Einsatz von Kunstdünger auf Biospritzfeldern entstehen. Lachgas ist fast

300-mal treibhauswirksamer als CO₂. Ergebnis: Die Treibhauswirksamkeit von Biodiesel aus Raps sei 70 Prozent größer als die von fossilem Diesel, bei Mais seien es 50 Prozent. Nur Zuckerrohr schneide besser ab. Die Studie ist zwar umstritten; Kritiker werfen Crutzen vor, von veralteten Düngemethoden und Rapsorten ausgegangen zu sein. Doch nun befand auch eine OECD-Studie, die USA, Kanada und die EU könnten ihre verkehrsbedingten Treibhausgasemissionen bis 2015 mittels Biosprit nur um 0,8 Prozent senken.

14 Einen Ausweg könnte das Verfahren „Biomass to Liquid“ (BTL) bieten. Bei diesem Verfahren gelingt es, Biomasse in Gas zu verwandeln und dessen Moleküle dann in die des gewünschten Kraftstoffs. So entsteht etwa synthetischer Diesel, der dieselben Eigenschaften wie Diesel aus Erdöl hat. Weil anders als bei Biodiesel oder Pflanzenöl keine Nahrungspflanzen benötigt werden, spricht man von „Biokraftstoffen der zweiten Generation“. BTL verwertet vor allem Holz, Stroh und andere Biomasse. Das verwendete Holz kommt zum Teil als sogenanntes Restholz aus dem Wald oder wird von schnell wachsenden Bäumen wie beispielsweise Pappeln gewonnen. Bei diesem BTL-Kraftstoff fallen laut einer Schweizer Studie 40 bis 60 Prozent weniger Treibhausgase an als bei fossilem Diesel; wird Waldrestholz verwendet, ist die Bilanz noch günstiger.

15 Gerade für die Luftfahrt wäre der BTL-Kraftstoff eine Alternative, da herkömmliche Biokraftstoffe in Flughöhen mit Temperaturen um minus 50 Grad zähflüssig werden. Das BTL-Verfahren ermöglichte aber synthetisches Kerosin mit den gleichen Eigenschaften wie das bisherige herzustellen. Um damit den weltweiten Flugverkehr im heutigen Umfang aufrechtzuerhalten, wäre allerdings eine Fläche für den Holzanbau von 120 Millionen Hektar nötig, dreimal größer als Deutschland. Deshalb setzen Flugzeughersteller wie Boeing auf Kerosin aus Algen, die neuerdings als Klimaretter und unerschöpfliche Energiequelle gepriesen werden.

16 Eine Patentlösung für Bioenergie aus Pflanzen gibt es nicht. Was in Europa ökologisch machbar ist, kann sich anderswo als fatal erweisen. Wenn etwa in Afrika Energiepflanzen für den Export in großen Monokulturen angebaut werden sollen, verknappt dies weiter das Trinkwasser auf einem ohnehin trockenen Kontinent. Sogar eine genügsame und nicht essbare Pflanze wie die Jatropha, die seit Kurzem als Energiepflanze für südliche Breiten Schlagzeilen macht, wird zum Problem, wenn internationale Konzerne sie plötzlich im großen Stil auf fruchtbarem Ackerland anbauen wollen. Richtig genutzt könnte Jatropha aber als regionaler Energielieferant die Abhängigkeit von Ölimporten lindern. Außerdem verbessert sie in ausgelaugten Böden nach einigen Jahren den Wasserhaushalt.